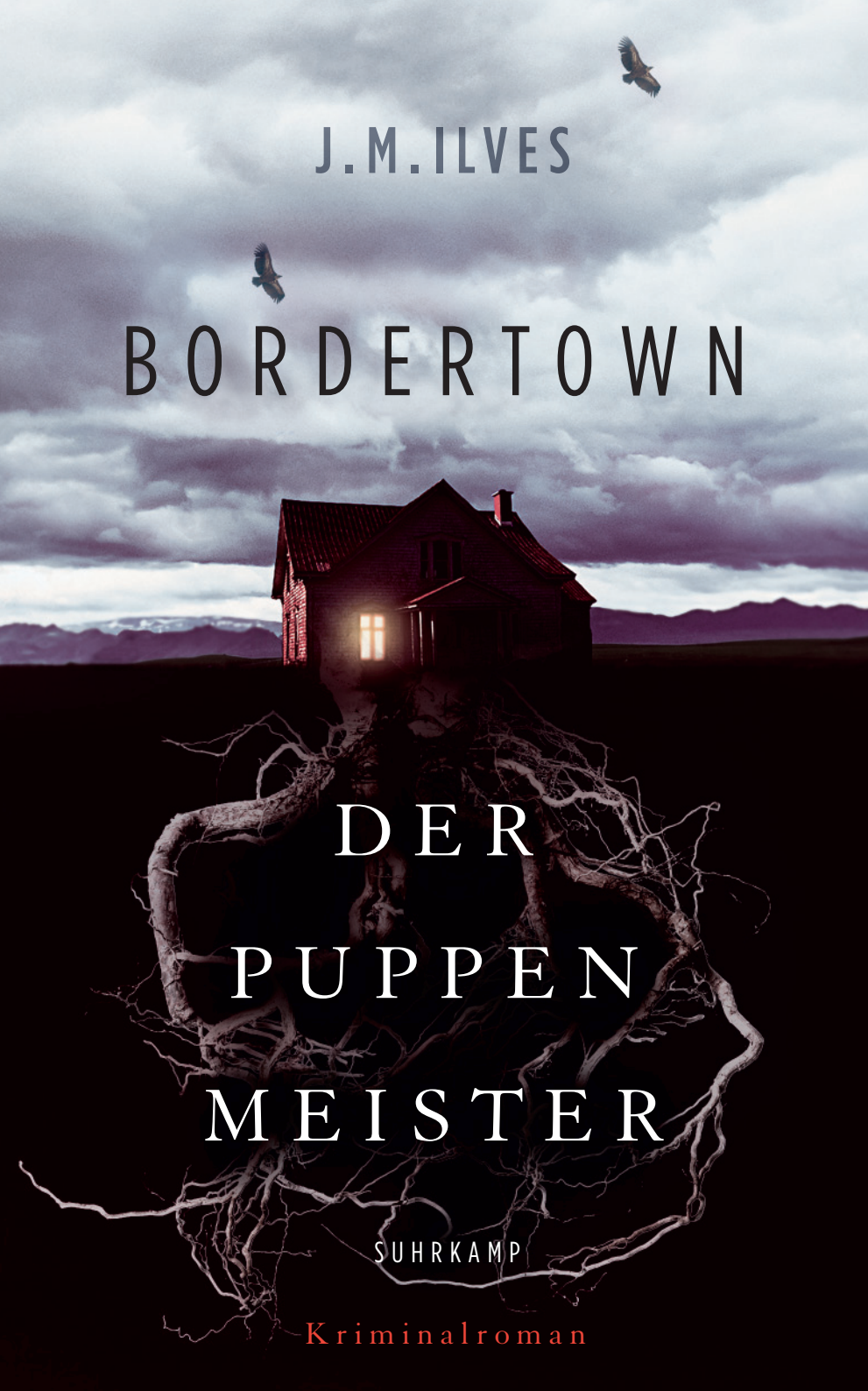




J.M.ILVES

BORDERTOWN

DER
PUPPEN
MEISTER

SUHRKAMP

Kriminalroman

SV

J. M. Ilves
BORDERTOWN
Der Puppenmeister

Kriminalroman

Aus dem Finnischen von
Anke Michler-Janhunen

Suhrkamp

Die finnische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Sorjonen – Nukkekot
bei Gummerus Publishers, Helsinki

Der Verlag dankt FILI – Finnish Literature Exchange
für die Förderung der Übersetzung.



Erste Auflage 2017
suhrkamp taschenbuch 4820
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2017
Copyright © J. M. Ilves,
Fisher King Ltd. & Gummerus Publishers 2016
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: Arcangel / David & Myrtille;
FinePic©, München; Getty images
Umschlaggestaltung: zero-media.net
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46820-3

Der Puppenmeister

PROLOG

Ein totes Mädchen. Bekleidet mit einem Nachthemd liegt sie in ihrem Bett.

Jemand hat sie dorthin gelegt. Ihre Haare sind hübsch gekämmt, die Hände auf der Brust gefaltet. Das Zimmer ist in halbdunkles Licht getaucht, die Vorhänge sind zugezogen. Es riecht muffig. Irgendwas an diesem Geruch passt nicht in ein Kinderzimmer, etwas Süßliches, Stechendes. Alles in mir schreit danach, das Zimmer so schnell wie möglich zu verlassen, doch das geht nicht. Da könnte ich genauso gut kündigen.

Ich trete neben das Bett und hocke mich hin. Der Geruch ist jetzt stärker. Und wie erwartet lassen die ersten Symptome nicht lange auf sich warten: Mein Herz schlägt unkontrolliert, mein Mund ist trocken, und meine Hände zittern. Von Mal zu Mal wird es schlimmer. Wenn ich Glück habe, sieht keiner zu mir rüber, und ich überstehe es auch dieses Mal unbemerkt.

Ich schließe für einen Moment die Augen.

In den letzten Monaten musste ich immer öfter über die Begegnung mit dem Tod und den Abgründen der menschlichen Natur nachdenken. Im Laufe meiner Dienstjahre habe ich so viel davon abbekommen, dass die Folgen sich inzwischen bemerkbar machen. Als ob man permanenter radioaktiver Strahlung ausgesetzt ist. Jede Kontamination macht mich schwächer und ausgebrannt. Und es kommt mir so vor, als opfere ich mich ganz umsonst. Die Welt rast

auf eine immer schwärzer werdende Dunkelheit zu, und mein Handeln hat nicht den geringsten Einfluss darauf.

Und das Schlimmste daran ist, dass ich nicht nur mich, sondern auch meine Familie opfere.

Ich schlucke und versuche, die störenden Gefühle zu verdrängen, während ich mich wieder auf das Mädchen konzentriere. Jede Einzelheit prägt sich mir ein. Unauslöschbare Bilder auf der Netzhaut. Die Augen mit Zwirnfaden zugenäht, ebenso der Mund. Die Stiche wie kleine schwarze schräge Striche auf der hellen Haut. Sauber ausgeführt, wie mit der Nähmaschine gesteppt. Es ist kaum Blut zu sehen. Vielleicht sind die zu nähenden Stellen zuvor betäubt worden, um starke Blutungen zu verhindern. Der Täter ist ganz klar psychotisch, verfügt wahrscheinlich über medizinische Kenntnisse. Eine Krankenschwester? Oder ein Arzt? Ich schaue auf die Ohren des Mädchens. Sie sind mit Wachspfropfen verschlossen, und in jedem steckt eine Nadel. Der Anblick ist absurd. Alles, was mit diesem Kind getan wurde, ist mit neurotischer Sorgfalt und äußerst akribisch ausgeführt worden, auf perfide Weise liebevoll. Das Ganze ist komplett verrückt.

Ruckartig schnelle ich nach oben. Mein Körper wehrt sich mit jeder Faser, die Symptome brechen mit voller Wucht hervor. Ich bin dem Erstickten nahe. Alles wird unwirklich, so als ob ich in einen bodenlosen schwarzen Schacht falle. Ich stehe auf und wanke mit unsicheren Schritten zum Fenster, um die kleine Lüftungsluke zu öffnen. Jemand fragt, ob alles in Ordnung sei. Die Stimme klingt weit weg, ich fühle mich wie unter Wasser. Mit beiden Händen klammere ich mich am Fensterrahmen fest und sauge meine Lunge voll mit frischer Luft.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit verstreicht. Vielleicht eine Minute, vielleicht auch fünf. Langsam lässt der Anfall nach, und ich beginne wieder klarer zu sehen. Das Zimmer ist voller Kollegen und Uniformierter. Ich werde gefragt, nach was sie suchen sollen, das Haus sei bereits von oben bis unten auf den Kopf gestellt worden. Ich werfe sie alle raus und brülle ihnen hinterher, mich gefälligst in Ruhe zu lassen. Das Zimmer leert sich schnell.

Was wir bislang wissen: Den Vater des Mädchens hat man erreicht, er kann es nicht gewesen sein. Die Mutter dagegen ist verschwunden und steht im Verdacht, die Tat begangen zu haben. Allerdings glaube ich das keine Sekunde lang, das ist zu simpel gedacht. Nichts im Vorfeld oder in ihrem Verhalten während der letzten Tage lässt darauf schließen.

Ich wische mir den kalten Schweiß von der Stirn, atme tief durch und kehre zum Bett zurück, auf der Suche nach weiteren Details.

Auf dem Tisch ist ein Foto, auf dem die Eltern mit dem Mädchen zu sehen sind. Die Mutter hat braune Haare und blaue Augen, ebenso der Vater. Das Mädchen hat braune Augen und blonde Haare. Ist sie adoptiert? An der Wand über dem Bett sind Zeichnungen. Mit viel Klebeband befestigt, die Blätter hängen schief. Das Mädchen hat sie wohl selbst angeklebt. Auf der neuesten Zeichnung, quer über die anderen gehängt, lächelt eine blonde Frau. Sie steht am oberen Ende einer langen Treppe, hinter ihr ein kleiner Raum mit einem Fenster und einem Bett.

Ich werfe einen letzten Blick auf das Mädchen. Sie sieht nichts, hört nichts und sagt nichts mehr. Was immer sie wusste, sie kann es nicht mehr erzählen.

Plötzlich fügen sich die Puzzleteile zu einem Ganzen.

Ich gehe zur Tür und schicke die Uniformierten auf den Dachboden. Ein Poltern ist zu hören. Jemand ruft, die Bodenkammer sei leer, dort befänden sich nur ein Bett und die Sachen des Kindermädchens der Familie. Ich befehle den Männern weiter zu suchen. Irgendwas muss dort oben sein, ich weiß es. Ich höre die Männer fluchen, Möbel werden zur Seite geschoben und Wände im Licht der Taschenlampen abgeklopft.

Während die Suche andauert, gehe ich alles noch einmal durch. Meine Schlussfolgerung erscheint mir mit jeder Sekunde zwingender. Es muss so gewesen sein.

Die Mutter ist die Täterin.

Nicht die Frau von dem Familienfoto, sondern die biologische Mutter, eine Frau mit blonden Haaren. Das Kindermädchen. Sie wollte bei ihrer Tochter sein und konnte ihr irgendwann die Wahrheit nicht länger verheimlichen. Doch jetzt kann das Mädchen sie nicht mehr entlarven.

Ich bin mir sicher, dass die Mutter noch im Haus ist, sie hätte ihre Tochter niemals verlassen. Sie liebt sie doch, auf ihre eigene kranke Weise, mehr als irgendwas sonst. Sie hat ihr Kind geopfert.

In diesem Moment wird es still auf dem Dachboden. Das Klopfen bricht abrupt ab, dann folgt aufgeregtes Gemurmel. Offensichtlich haben sie hinter der Seitenwand etwas gefunden. Noch mehr Uniformierte stürmen nach oben. Dann die Geräusche einer Festnahme: hastige Schritte, ein Handgemenge, Warnrufe und der markdurchdringende Schrei einer Frau.

Dann endlich Stille.

1

An der Eingangstür zur Station bleibe ich einen Moment lang stehen. Diese Tür ist wie ein Tor in eine andere Welt, in der alles schwerer ist. Laufen, sprechen, atmen. Auf allem liegt ein zusätzliches Gewicht. Es drückt mich zu Boden, und nur mit Mühe gelingt es mir, den Kopf oben zu behalten.

An der Glastür die bekannten Zettel: Besuchszeiten, der obligatorische Hinweis zur Händedesinfektion und die Warnung vor einer grassierenden Magen-Darm-Grippe. Außerdem hat jemand passend zur Jahreszeit noch zwei rote Wichtel dazugeklebt. Die Ecken sind umgeknickt, die Farben nachgedunkelt, auf der Pappe finden sich Spuren von Klebeband und alten Klebepads. Vermutlich schon vor Jahren ausgeschnitten, die Schere eher stumpf. Oft wiederverwendet, an verschiedenen Orten und auf unterschiedlichen Oberflächen. Auch in Kerzennähe, wie die Wachsspritzer auf einer der Zipfelmützen verraten.

Ich spiele auf Zeit, es ist beschämend das festzustellen.

»Hallo«, sagt jemand hinter mir. Ein bekannter Pfleger auf dem Weg zurück auf die Station. Er öffnet die Tür und hält sie mir auf.

»Danke«, sage ich. »Schöne Wichtel.«

»Ja, auch hier ist Weihnachten«, sagt der Pfleger mit einem kurzen Lachen und geht weiter.

Ich nicke und halte die Hände unter den Pumpspender mit dem Desinfektionsmittel. Ich reibe das Mittel in meine Handflächen und gehe den langen, von Patientenzimmern

gesäumten Flur entlang. Mir schlägt der altbekannte klimatisierte Geruch entgegen, eine Mischung aus Desinfektionsmittel, Krankenhausessen, Medikamenten und Lino-leum. Und ein schwacher Hauch von Menschen – Gerüche, die davon zeugen, dass hinter den nummerierten Türen Kranke liegen.

Zwei mit Wichtelmützen bekleidete Schwestern kommen mir entgegen. Ich gebe mir Mühe, ihr Lächeln zu erwidern, aber das Ergebnis ist nicht sehr überzeugend. Dann stehe ich vor der richtigen Tür, Nummer zwölf. Pauliinas Zimmer.

Vorsichtig öffne ich die schwere Tür und trete ein. In dem kleinen Zwischenraum pumpe ich mir noch mehr Desinfektionsmittel auf die Hände, obwohl das alte noch nicht mal getrocknet ist. Das Zimmer ist erfüllt vom üblichen grünlichen Dämmerlicht. Die Sonne erreicht die Fenster hier nie, und die Jalousien sind fast ganz geschlossen.

Da bemerke ich Janina. Sie sitzt halb schlafend und in eine blaue Krankenhausdecke gewickelt auf einem Stuhl in der Ecke.

»Du bist ja noch hier«, wundere ich mich.

Janina schreckt auf, legt den Finger an die Lippen und flüstert: »Mutter schläft.«

»O Mist«, flüstere ich zurück, »tut mir leid.«

Pauliina bewegt sich und schluckt. Ich gehe zum Bett und kann Janinas anklagenden Blick deutlich auf meinem Gesicht spüren.

»Mutter wird noch ein paar Tage müde sein«, sagt sie. »Das ist aber ganz normal. Ich habe mit der Krankenschwester gesprochen.«

»Ja, es war ein großer Eingriff. Und eine lange Narkose.«

Ich betrachte Pauliinas Gesicht. Es ist noch geschwollen, aber schon deutlich weniger als direkt nach der Operation. Sie sieht nicht mehr ganz so fremd aus wie in den ersten Tagen danach. Um den Kopf hat sie einen festen Verband, und in der Kanüle auf dem Handrücken steckt ein Schlauch. Kochsalzlösung, die Medikamente wurden ausgesetzt.

Pauliina öffnet die Augen und sieht mich an.

»Hallo«, sagt sie mit heiserer Stimme. »Sie haben dich also gehen lassen.«

Ich würde ihr gern die Hand drücken, traue mich aber nicht, die Kanüle zu berühren. Die andere Hand liegt unter der Decke versteckt. Nach kurzem Zögern streiche ich ihr etwas unbeholfen über den Knöchel, der in einem Krankenhausstrumpf steckt.

Dann drehe ich mich zu Janina um: »Möchtest du dir nicht ein bisschen die Beine vertreten? Du könntest unten am Automaten eine Cola holen.«

»Für dich?«

»Nein, für dich.«

Doch Janina lehnt ab, sagt, sie habe gerade erst im Aufenthaltsraum einen Tee getrunken. Also muss ich ihr wohl oder übel gestehen, dass es nur ein Vorwand war und ich gern einen Augenblick mit meiner Frau allein sein möchte.

»Ziemlich billiger Trick«, zischt Janina leicht verärgert und steht betont langsam auf. Sie bleibt vor mir stehen und hält mir ihre Hand mit der Handfläche nach oben hin. Ich weiß nicht, was diese Geste bedeuten soll, und schlage ein.

»Was war das?«

»Low five.«

Janina schüttelt den Kopf. »Manchmal wundere ich mich, wie du bei der Kripo sein kannst. Ich wollte keinen Handschlag, sondern Geld für den Automaten.«

Ich krame in der Seitentasche meiner Jacke und klaube ein paar Münzen heraus.

Pauliina wartet, bis sich die Tür hinter Janina schließt. Dann sieht sie mich besorgt an. »Ist was passiert?«, fragt sie.

Ich weiß nicht recht, wie ich anfangen soll, aber ich muss es jetzt sagen, das ist der richtige Moment. Darüber zu sprechen fällt mir allerdings schwerer, als ich erwartet hatte. Ich merke, wie mein Blick ausweicht und Pauliinas Miene immer besorgter wird. Dann ziehe ich mir einen Stuhl heran, setze mich und versuche, einen unbekümmerten Ton anzuschlagen, doch meine Stimme trift vor Gefühlen.

»Ob Janina wohl einverstanden wäre«, setze ich stockend an, »mit uns wegzuziehen?«

»Wegziehen, aus Helsinki? Wohin?«

»Weit weg.«

Pauliina sieht mich lange an und schweigt.

Ich werde unruhig und beginne nervös zu blinzeln. »Hier drin ist ganz trockene Luft«, sage ich ausweichend. Mein Versuch zu lächeln gelingt nur kläglich.

»Du hast das Mädchen gefunden.«

Das war eine Feststellung, keine Frage. Pauliina ist gut, besser als mancher meiner Kollegen. Sie sieht mich forschend an.

»Du möchtest schon wieder nicht reden. Es wäre aber besser, wenn du mehr über berufliche Dinge sprechen würdest, Kari, das täte dir gut.«

»Es gibt nichts zu erzählen.«

»Ich würde es aushalten. Du hast mich doch auch bei alledem hier unterstützt«, sagt sie und fasst sich an den einbandagierten Kopf.

Das Gespräch läuft in die falsche Richtung. Irgendwie muss ich versuchen, es wieder in die richtige Bahn zu lenken. Hin zum Wesentlichen.

»Der Schuldige ist gefunden. Ein stinknormaler Tag. Aber was ist jetzt mit meinem Vorschlag?«

»Was soll damit sein?«

Ich beginne, alle möglichen Gründe für den Umzug aufzuzählen. In meinem Kopf schien alles ganz klar, aber jetzt, Pauliina gegenüber, gleitet mir das ganze Bündel an sorgfältig zurechtgelegten Gedanken auseinander. Ich klinge unsicher und unentschieden. Dabei war ich mir einer Sache noch nie so sicher.

»Nicht nur wegen deiner Reha«, stottere ich, »sondern für uns alle. Für mich, für Janina und für dich, für unsere Familie. Ich könnte mehr Zeit mit euch verbringen. An einem anderen Ort wäre die Arbeit ... ich weiß nicht ... weniger aufreibend. Entspannter. Vielleicht.«

Pauliina antwortet nicht, aber ihr Gesichtsausdruck ist ermutigend und warm. Verständnisvoll.

»Ich dachte an dein altes Elternhaus«, fahre ich fort. »Das ist doch noch gut in Schuss.«

Pauliinas Hand senkt sich auf meine. Dabei wird mir plötzlich bewusst, wie fest ich das Bettgestell umklammert halte, meine Finger sind schon ganz weiß. Ich lockere den Griff.

»Lass uns mit Janina sprechen«, sagt Pauliina.

In ihrem Augenwinkel ist eine Träne. Ich bemerke sie, bevor sie sie wegwischen kann.

»Trockene Luft«, sagt sie. Und zum ersten Mal seit sehr langer Zeit sehe ich sie lächeln.

2

Seit wir Luumäki passiert haben, wächst meine Begeisterung für die Landschaft immer mehr. Die Sonne scheint, wir sind auf der Staatsstraße Nummer 6 von Helsinki Richtung Nordosten unterwegs, der Asphalt singt unter den Rädern. Ich fühle mich wie früher als Kind zu Beginn der Sommerferien: leicht und unbeschwert und bereit für neue Abenteuer.

Vor uns liegt eine neue Lebensphase, alles Schwere scheint Kilometer für Kilometer zurückzubleiben. Ich erinnere mich nicht, wann ich zuletzt so gelöst und entspannt war. Seit Jahren nicht, möglicherweise seit Jahrzehnten. Auf jeden Fall nicht seit dem Ausbruch von Pauliinas Krankheit. Ich schaue zu ihr hinüber. Die kurzen Haare stehen ihr gut, sie sieht jünger aus. Ihre Genesung verläuft vielversprechend.

»Seht doch nur diese herrlichen Wälder!«, rufe ich beinahe überschwänglich. »Man möchte am liebsten darin eintauchen!«

»Mmmh, genau das denken meine Freunde auch. Dass ich in den Wäldern Kareliens verschwinde«, motzt Janina leicht missmutig von der Rückbank.

»Du kannst ja nach dem Gymnasium zurück nach Helsinki ziehen.«

»Falls ich nicht vorher von einem Bären gefressen werde. Oder von einem Vielfraß.«

Janina gibt sich grimmig, aber ihre Stimme klingt eher

scherzhaft. Etwas Spott gehört wohl dazu. Nachdem sie sich unseren Plan vom Umzug angehört hatte, ließ sie sich ohne nennenswerte Gegenwehr darauf ein, zumindest die meiste Zeit. Das war eine ziemliche Überraschung, denn ich hatte mich eigentlich auf einen harten Kampf eingestellt.

Für eine Weile genießen wir schweigend die Fahrt immer weiter hinein in die wunderschöne karelische Landschaft, unserem neuen Zuhause entgegen. Endloses Wasser zu unserer Linken, lichtdurchflutete Wälder zu unserer Rechten. Da kommt mir eine Idee. Seltsam, dass ich nicht schon früher daran gedacht habe.

»Du kannst doch Janina und mir alles hier zeigen«, schlage ich vor. »Wir machen einen Stadtrundgang und Ausflüge, und du zeigst uns Häuser, in denen es spukt, die schönsten Badeplätze und die besten Grillkioske. All so was!«

Pauliina wirkt überrascht. »Ihr kennt doch die Stadt«, sagt sie. Als ihre Mutter noch lebte, waren wir schließlich öfter hier.

»Aber nur von Besuchen.«

»Na ja«, willigt Pauliina ein und fügt nach einer kurzen Pause hinzu: »Als Schülerin habe ich im Sommer oft als Stadtführerin gearbeitet. Es gibt durchaus ein paar abgelegene Ecken und versteckte Winkel zu entdecken. Und der ein oder andere Abgrund sollte auch für dich dabei sein.«

Jetzt scheint auch Janinas Interesse geweckt, und die beiden prusten los. Ich finde das allerdings nicht gerade zum Lachen. Von Abgründen habe ich mehr als genug.

»Du hast doch bestimmt noch Kontakte in der Stadt«, sage ich stattdessen. »Vielleicht springt da auch für dich bald eine Stelle raus.«

Darauf antwortet Pauliina nicht, sondern betrachtet nur schweigend die Landschaft. Vielleicht bin ich zu enthusiastisch. Schließlich läuft die Reha noch.

»Wir brauchen nichts zu überstürzen«, lenke ich ein.
»Wir haben ja den ganzen Sommer Zeit. Lasst es uns ruhig angehen.«

»Ruhig? Du fängst doch morgen schon an zu arbeiten!«

»Na, dann lasst ihr es eben ruhig angehen.«

»Indem wir die einhundert Umzugskartons auspacken?«

Ich drehe mich zu Pauliina. Aber die sieht mich nur an und grinst. Alles ist gut. An meiner Humorfähigkeit muss ich wirklich arbeiten.

Kurz darauf passieren wir den Abzweig zum Flughafen, den Janina mit den Worten »Gut zu wissen, dass man bei Bedarf schnell von hier wegkommt« kommentiert, und nur wenige Minuten später erreichen wir die Stadt. Eine große Werbetafel heißt die Besucher willkommen: »Lappeenranta – die Stadt der guten Menschen« steht darauf.

Ich fange lauthals an zu lachen. Hier ist wirklich alles gut.